Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 13 (2000)

Artikel: Wo jeder vor jedem Angst hatte, verraten zu werden : Erinnerungen an Deutschland aus der Zeit von 1937 bis 1939

Autor: Kubli-Vetsch, Niklaus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893030

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wo jeder vor jedem Angst hatte, verraten zu werden

Erinnerungen an Deutschland aus der Zeit von 1937 bis 1939

Niklaus Kubli-Vetsch, Grabs[1]

Als ich mich im Herbst 1937 anschickte, die Drogisten-Akademie in Braunschweig zu besuchen, stand Deutschland bereits vier Jahre unter der Herrschaft von Adolf Hitler. Mit zwanzig Jahren stand bei mir das politische Interesse noch nicht unbedingt im Vordergrund. Meine Informationen über Deutschland entstammten vorwiegend privaten Quellen. Da waren ehemalige Ferienkinder, die nach dem Ersten Weltkrieg einen oder mehrere Aufenthalte bei meinen Eltern verbracht hatten und die noch immer in brieflichem Kontakt mit uns standen. Ihre Informationen hörten sich recht positiv an. Sie hätten Arbeit gefunden, und es herrsche jetzt wieder Ruhe und Ordnung wie schon lange nicht mehr. Ja, man spürte eine gewisse Begeisterung mitschwingen.

Zu diesem Zeitpunkt hatten wir in unserem Elternhaus einen Techniker aus Stuttgart als Untermieter. Eines Tages kam er zu meinem Vater und bat ihn, er möchte ihm doch das neu erschienene Buch von Langhoff «Die Moorsoldaten» besorgen. Er begründete diese Bitte damit, dass die Deutschen auch im Ausland überwacht würden und er keinerlei Verdacht auf sich lenken möchte. Das Buch handelte von den ersten Konzentrationslagern in Deutschland. Wohl war man bestürzt über die darin geschilderten Vorkommnisse, aber so richtig überzeugt war man nicht, dass dies alles wirklich passiert sei. Viel eher war man bereit, anzunehmen, der Autor als Flüchtling hätte die Schilderung dramatisiert. Gleichzeitig war man geneigt, beizufügen, dass solche Vorkommnisse bei einem Systemwechsel praktisch immer und überall auf der ganzen Welt stattfänden.

Die Drogisten-Akademie in Braunschweig, unsere Ausbildungsstätte.

Reise ins kriegsbereite Deutschland

Mit diesen spärlichen Informationen machte ich mich unvoreingenommen auf die Reise und traf unterwegs noch einen Kollegen aus St.Gallen. Das ordentliche Studium dauerte drei Semester. Die Zimmersuche war uns von den Kollegen der vorangegangenen Kurse abgenommen worden. Mein Zimmer befand sich in einer Sackgasse, die hufeisenförmig von Gebäuden umschlossen war. Den Abschluss bildete ein riesiger Backsteinkomplex. Erst im Nachhinein erfuhr ich, dass es sich um ein Gefängnis handelte. Als ich dies wusste und man aus dem Innenhof gelegentlich Schüsse hörte, war mein Entschluss gefasst, spätestens beim Semesterwechsel eine andere Unterkunft zu suchen.

Am ersten Freitagabend nach unserer Ankunft wurden alle Schweizer Kollegen zu einer Orientierung ins Klublokal eingeladen. Die Studenten des dritten Semesters waren die Wortführer. Sie empfahlen uns, uns strikte aus politischen Diskussionen herauszuhalten, den Hitler-Gruss auf den Umgang mit den Behörden zu beschränken und mit Freundschaften zu Deutschen zurückhaltend zu sein. Die Schweizer Gruppe bestand aus zirka zwölf Studenten, etwas kleiner war der Anteil der Österreicher. Durch eine Indiskretion erfuhren wir, dass die Österreicher zu wesentlich günstigeren Bedingungen studieren konnten. Einer von ihnen beanspruchte sogar einen Freiplatz unter dem Status eines politischen Flüchtlings. Er war an der Ermordung von Engelbert Dollfuss beteiligt gewesen, hatte nach Deutschland flüchten können und war dann im Abwesenheitsverfahren zum Tode verurteilt worden.

1937 betrug der offizielle Wechselkurs 1.80 Reichsmark zu einem Schweizer Franken, und dies im Sinne eines Zwangsumtauschkurses. Als Studierende profitierten wir von der sogenannten Studienmark, deren Umtauschverhältnis 1.20 Reichsmark zu einem Schweizer Franken war. Papier- und Silbermark hätte man damals in der Schweiz in jeder Menge und zu ganz aussergewöhnlich günstigen Bedingungen kaufen können, aber die Einfuhr nach Deutschland

1 An diesen Aufzeichnungen haben Margrit Gygax-Reinhart aus Brig und Alfred Ribi aus Schwellbrunn mitgewirkt, die beide mit mir an der Drogisten-Akademie in Braunschweig studiert haben.

Nach getaner Arbeit: die Schweizer Studenten treffen sich im Clublokal zu geselligem Austausch.

war verboten, und Devisenvergehen wurden streng geahndet. Immerhin, der Vater eines Mitstudenten war dieses Wagnis eingegangen. Er war Direktor einer schweizerischen Eisenbahngesellschaft und hatte in dieser Eigenschaft als Delegierter an einer internationalen Fahrplankonferenz in Berlin teilgenommen. Auf der Rückreise besuchte er seinen Sohn in Braunschweig. Der Coup war geglückt. Der Sohn erzählte uns viel später einmal, der Vater habe ihm gleich das gesamte Studiengeld für drei Semester zurückgelassen; darüber hinaus wurden wir Schweizer von ihm während zweier Tage bewirtet.

Der lockere Schulbetrieb in Form von Vorlesungen faszinierte uns. Das erste Semester war denn auch mit anspruchsvolleren Fächern nicht überladen und liess uns etwas Freiraum zur Anpassung an die neue Umgebung und an die ungewohnten Verhältnisse.

Die Altstadt von Braunschweig war eine Augenweide: ein grosser, geschlossener Altstadtkern aus dem Mittelalter mit vielen Fachwerkbauten im romanischen und gotischen Stil. Die Andreaskirche mit ihrem hohen, schlanken Turm sah man schon von weitem in den Himmel ragen, wenn man von Hannover nach Braunschweig fuhr, ebenso die Katharinenkirche mit ihren zwei ungleich hohen Türmen und die Marienkirche am Altstadtmarkt. Das Gewandhaus, der Flohwinkel, das Mumehaus und davor der legendäre Till-Eulenspiegel-Brunnen waren die schönsten Sehenswürdigkeiten dieser damals noch unversehrten Stadt. Im sogenannten Mumehaus befand sich unser Klublokal, hier trafen wir uns meist auch zum Mittagessen. Es war ein prächtiger mittelalterlicher Fachwerkbau, gehörte einer Brauerei und beherbergte ein gut geführtes Speiserestaurant sowie noch weitere Lokalitäten und einen grösseren Saal, dessen Wände mit Bilderfolgen aus dem Leben von Till Eulenspiegel geschmückt waren.

Auch in kultureller Hinsicht bot Braunschweig mancherlei Abwechslung: Konzertveranstaltungen mit berühmten Künstlern, viele Kinos und ein renommiertes Theater aus der Zeit des letzten Herzogs von Braunschweig. Auf verschiedenen Exkursionen lernten wir die nähere und weitere Umgebung von Braunschweig kennen. Zur Messezeit reisten wir nach Leipzig, vermutlich um den neuesten Stand im Fotosektor kennen zu lernen, denn zu jener Zeit stand dieses Fach im Vordergrund. Diese Details sind mir nicht mehr alle gegenwärtig; ich erinnere mich aber, dass uns ein Dozent bei seiner Tante in Leipzig ein Nachtquartier besorgt hatte, da alle Hotels ausgebucht waren. Zwölf an der Zahl schliefen wir in ihrer Wohnstube, teils am Boden, teils auf Stühlen oder Fauteuils. Es war nicht unbedingt erholsam, aber das herrliche Frühstück, das sie uns am Morgen zubereitete, liess uns das Ungemach der Nacht rasch vergessen.

Neben dem Messebetrieb interessierte uns auch die Stadt selber, galt sie doch als recht geschichtsträchtig. Beeindruckend war das Völkerschlachtdenkmal, einerseits durch seine imposante Wucht und Ausdehnung, andererseits durch das Gedenken an die schicksalsschwere Zeitepoche, der es gewidmet war.

In der Nähe des Denkmals befand sich eine russische Kirche. Die vergoldeten Zwiebeltürme erweckten sofort unser Interesse. Zu viert, alles Schweizer, traten wir ein und liessen uns von einem orthodoxen Priester durch die verschiedenen Räume führen. Bereitwillig gab er Auskunft zu allen unseren Fragen. Zum Schluss machte er uns auf ein Ornament aufmerksam, das neben verschiedenen Figuren auch kleine Hakenkreuze aufwies. Dazu bemerkte er, das Hakenkreuz sei nicht eine Erfindung des Nationalsozialismus, vielmehr handle es sich um ein altes religiöses Zeichen.

Im Winter führte uns eine Fotoreise ins Harzgebirge, im Frühjahr eine Botanikexkursion in die Lüneburger Heide. 1938 folgte ein Ausflug nach Hamburg und nach Helgoland. Unterwegs besuchten wir einen unterirdischen Bergbaubetrieb. Hier wurde stark erdölhaltiges Kies abgebaut; in den Erdölraffinerien von Hamburg konnten wir dann die Weiterverarbeitung des Materials zu Benzin und zu verschiedenen Erdölderivaten verfolgen. In Hamburg standen zudem ein Pharma- und ein Kosmetikbetrieb auf der Besuchsliste, die Firmen Promonta und Beiersdorf, letztere bekannt durch die verschiedenen Nivea-Produkte. Besonders beeindruckt waren wir von den modernen Fabrikationsmethoden und den sozialen Einrichtungen der Betriebe. In jener Zeit herrschte ein eifriger Wettbewerb unter den verschiedenen Firmen, denn wer Pionierarbeit leistete, wurde vom Staat ausgezeichnet und bei Staatsaufträgen bevorzugt. Dies spornte gewaltig an, veraltete Strukturen abzubauen.

Hamburg befand sich an jenem Tag im Festschmuck, denn am Tag zuvor hatte Reichsverweser Horty aus Ungarn Hitler einen Besuch abgestattet.

Weniger bildungsbezogen waren die Besuche der Reeperbahn und der Insel Helgoland. Die Bewegungsfreiheit auf der Insel war stark eingeschränkt, denn sie hatte längst militärische Bedeutung erlangt. Verschiedene Teile der Insel waren durch Drahtverhaue abgeriegelt, und vom Land und von der See aus zielten Fliegerabwehrbatterien auf ruhende und fahrende Ballons.

Studierende der Drogisten-Akademie Braunschweig auf der Reise nach Helgoland im Frühjahr des Jahres 1938.

Ein Auftritt Görings

Im Herbst zuvor war in Braunschweig hoher Besuch angesagt. Hermann Göring hielt sich in den Jagdgründen rund um die Stadt auf. Zum Abschluss war eine Ansprache vor dem Kaffeehaus Börner vorgesehen, die Göring in der Eigenschaft als Reichsoberforst- und Reichsoberjägermeister hielt. Göring wurde zwar wegen seines Hangs zu Titeln und Auszeichnungen vom Volk belächelt, er erfreute sich aber doch einer gewissen Beliebtheit, nicht zuletzt, weil er weniger dogmatisch wirkte und sich in Härtefällen gelegentlich für humanere Lösungen einsetzte.

Zu zweit entschlossen wir uns hinzugehen. Einheimische hatten uns empfohlen, frühzeitig anwesend zu sein, weil erfahrungsgemäss mit einem grossen Aufmarsch zu rechnen sei. Die Ansprache war auf 17 Uhr angesagt. Als wir um 15 Uhr ankamen, war schon viel Volk anwesend. Mit etwas Geschick konnten wir uns in Sicht- und Hörweite vorschieben. Bis gegen 17 Uhr war der grosse Platz vor dem Kaffeehaus Börner dicht von Menschen besetzt, und eine eigenartige, fast hysterische Spannung erfasste die Menge. Unter grossem Beifall traf Göring dann mit rund einer Stunde Verspätung ein. Von seiner Ansprache ist mir kaum noch etwas gegenwärtig, denn einerseits war er kein guter Redner, und andererseits hatten wir zu seinen Themen über die Forstwirtschaft keinerlei Beziehung. Den grössten Applaus erntete er, als er ankündigte, ab nächster Woche seien die weissen Brötchen zum Frühstück wieder erhältlich. Vermutlich infolge von Versorgungslücken war deren Herstellung für einige Zeit nicht mehr gestattet gewesen.

Sport und Emotionen

Der Samstag gehörte jeweils dem Sport. Für Deutsche und Österreicher war er ein Pflichtfach, für uns Schweizer hingegen fakultativ. An sich hätten wir uns gerne an den sportlichen Veranstaltungen beteiligt, aber diese waren derart parteibezogen und auf militärische Zielsetzungen ausgerichtet, dass wir uns geschlossen davon distanzierten.

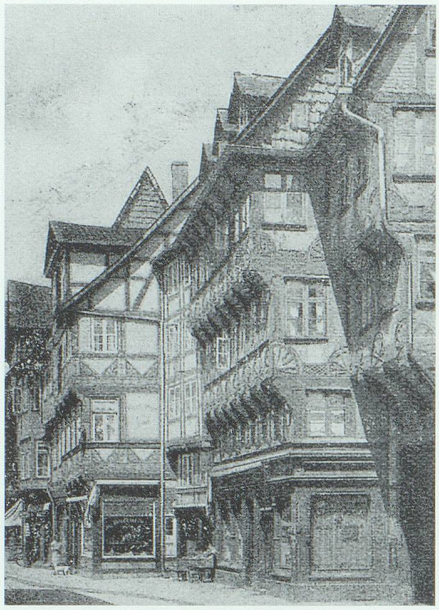
Der psychische Druck auf die Menschen war aufgrund der sich überstürzenden Ereignisse enorm gross. Kleinigkeiten genügten schon, um Emotionen zu entfesseln. Eines Tages erfuhren wir, dass die Gebrüder Osterwalder aus der Schweiz zu einer Radball-Ausscheidung in Chemnitz antreten mussten. Kurzerhand entschlossen wir uns hinzufahren. Für einige von uns war diese Sportart neu, und zudem wollten wir das Schweizer Team durch unsere Anwesenheit kräftig motivieren. Beinahe wäre es deswegen zu einer Schlägerei gekommen, wäre nicht im letzten Moment einer unserer Dozenten dazwischen getreten.

Ähnlich hoch schlugen die Wogen der Emotionen anlässlich der Fussballweltmeisterschaft in Frankreich. Die Schweizer Nationalmannschaft erreichte am 4. Juni 1938 in Paris nach Verlängerung gegen Grossdeutschland ein 1:1. Im Wiederholungsspiel vom 9. Juni besiegte sie die deutsche Mannschaft nach einem Rückstand von 0:2 sogar mit einem 4:2, was eine Sensation bedeutete. – Das waren harte Zeiten für uns. Noch schlimmer aber wurde es, als darauf die Schweiz im Viertelfinal gegen Ungarn in Lille mit 2:0 verlor. Nun hiess es: «Wir hätten es gegen Ungarn geschafft, ihr habt uns den ganzen Sieg vermasselt.»

Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs

Das Parteiwesen nahm im Leben der Menschen zusehends einen immer grösser werdenden Raum ein. Das fing schon recht früh an. Ganz kleine Buben kamen zu den «Pimpfen», grössere zu der Hitlerjugend, und später wurden sie zu Arbeitslagern einberufen. Auf die Frage, was denn in einem solchen Lager los sei, hiess es: «Sport treiben, singen und mit Spaten exerzieren.» Die Mädchen waren im «Bund deutscher Mädel» organisiert, kurz BDM genannt. Sie wurden teils in der Landwirtschaft eingesetzt, aber auch zum Meldedienst auf die Flugplätze beordert, von wo sie oft erst spät in der Nacht nach Hause zurückkehren konnten, sehr zum Leidwesen ihrer Eltern.

Braunschweig war damals eine wichtige Garnison der Fliegertruppen und darum von vier Flugplätzen umgeben. Der Fluglärm im Sommer war ganz erheblich, und zuweilen mussten während der Unterrichtsstunden sämtliche Fenster geschlossen werden. Besonders schlimm war es, wenn Tiefflieger, die sogenannten Stukas, über die Dächer donnerten. Später erlangten diese dann beim Überfall auf Polen makabre Berühmtheit. Der totale Anspruch der Partei auf die Jugend war gezielt darauf ausgerichtet, sie ganz dem Einfluss der Eltern zu entziehen, aber auch die Erwachsenen wurden eingespannt. Die Frauen wurden vor allem im sozialen Bereich eingesetzt, zum Beispiel beim sogenannten Winterhilfswerk. Die wehrfähigen Männer teilten sich im Militär in SA- und SS-Formationen auf. Ich bekam eigentlich nie genau heraus, worin der Unterschied zwischen diesen beiden Organisationen bestand. Von aussen gesehen hatte man den Eindruck, dass die SA für einfachere Aufgaben, beispielsweise Ordnungs- und Bewachungsdienste, eingesetzt wurde, währenddem sich die SS eher aus intellektuellen Kreisen rekrutierte und für «anspruchsvollere» Aufgaben eingesetzt zu werden schien. Für die SS waren absolute



Der sogenannte Flohwinkel in der malerischen Altstadt von Braunschweig.

Linientreue gegenüber der Partei und Kadavergehorsam bis ins Letzte unabdingbare Voraussetzungen.
Die Überwachung der Menschen nahm im nationalsozialistischen System sehr breiten Raum ein. Bald einmal hatte man den Eindruck, dass jeder von jedem überwacht wurde, wir Schweizer nicht ausgenommen. Schon vom Kindergarten an und in den Schulen wurden die Kinder durch perfide Befragungen ausgehorcht und konnten so unbewusst zu Verrätern ihrer eigenen Eltern werden. Die Überwachung der Erwachsenen gehörte zur Aufgabe des sogenannten Blockwarts. Jede grössere Wohneinheit war einem Blockwart unterstellt, der die Bewohner in Bezug auf ihre politische Einstellung und ihre Gewohnheiten überwachen musste. Jedes Abweichen von der gängigen Norm musste er sofort an seine Dienststelle melden, und diese hielt seine Angaben in einer Kartothek fest. Bei allfälligen Verhören kam es für die Betroffenen oft zu bösen Überraschungen.
Ohne die Hintergründe zu durchschauen, mochte man am Anfang oberflächlich noch einen recht positiven Eindruck haben, besonders, wenn man die Situation mit der Zeit vor 1933 verglich.
Vom Kriegsende 1918 bis Anfang der dreissiger Jahre lag Deutschland wirtschaftlich total am Boden. Die Siegermächte, besonders Frankreich, hatten Deutschland vor aller Welt in die Knie gezwungen und durch ungewöhnlich hohe Reparationsforderungen bis aufs Blut ausgesaugt. Millionen von Menschen waren damals arbeitslos und zur Untätigkeit verdammt. Die sozialen Institutionen, soweit überhaupt vorhanden, waren dem Ansturm in keiner Weise gewachsen. Menschen hungerten, viele arbeitsame Menschen verloren in dieser Zeit alles und verarmten völlig, während andererseits skrupellose Spekulanten sich auf Kosten der Ärmsten bereicherten. Vielerorts gab es Aufstände und kleinere regionale Revolutionen. Unsere deutschen Kollegen und Kolleginnen erzählten uns, sie hätten des öfteren die Schule nicht besuchen können, weil auf den Strassen Schiessereien stattgefunden hätten. Die Regierungen verschiedenster politischer Färbungen wechselten in relativ kurzen Abständen, aber keine schaffte es, Ordnung ins wirtschaftliche und soziale Gefüge zu bringen. So entstand bald ein idealer Nährboden für den Kommunismus, den aber ausser Russland niemand wollte, am wenigsten die Nachbarstaaten Deutschlands.
Nun tauchte plötzlich ein Mann auf, der den Menschen den Himmel auf Erden versprach, sich anschickte, der Arbeitslosigkeit auf den Leib zu rücken, soziale Ziele anvisierte und erst noch die Chance bot, dem Kommunismus die Stirn zu bieten. Wer wollte da noch zögern? Goebbels, der Propagandaminister, verstand es in genialer Weise, dem Volk alles schmackhaft zu machen, was von Hitler kam. Die breiten Massen wurden mit mancherlei Annehmlichkeiten geködert, ich denke da an das Reise- und Ferienunternehmen «Kraft durch Freude», das auch der einfachen Bevölkerung die Möglichkeit bot, zu sehr günstigen Bedingungen grössere Reisen und Ferienaufenthalte zu machen. Es wurde ein Volksradio für nur 36 Reichsmark angeboten, und dieser Betrag konnte erst noch in Raten abbezahlt werden. Als dann in Fallersleben im Beisein von Hitler der Grundstein für das Volkswagenwerk gelegt wurde, schrieb der «Völkische Beobachter», man könne 980 Mark in Raten einzahlen und erhalte dann eine Bestellnummer für einen Volkswagen. Das Werk konnte dann wegen des Krieges nicht fertiggestellt werden, und das einbezahlte Geld ging verloren.
Zudem verstand es Adolf Hitler meisterhaft, durch seine Reden und Unverschämtheiten dem deutschen Volk wieder Selbstbewusstsein und Stolz zurückzugeben. Als das wahre Gesicht des Nationalsozialismus immer mehr in Erscheinung trat, war es aber schon zu spät: da gab es kein Zurück mehr. Jede Opposition bedeutete den sicheren Verlust der Existenzgrundlage und nicht selten Lebensgefahr.
Die jubelnden Massen bei Festanlässen oder Ansprachen von Hitler täuschten. In grossen Gruppen und bei den Massenveranstaltungen schien immer alles einer Meinung zu sein; im Gespräch unter vier Augen sah dann aber vieles anders aus. Da wurden auch Zweifel geäussert, und die Angst vor einem neuen Krieg mit all seinen tragischen Konsequenzen stand eindeutig im Vordergrund. Aber was wollte man machen in einem System, wo jeder vor jedem Angst hatte, verraten zu werden? Praktisch alle Versuche, sich gegen das System aufzulehnen, im Kleinen wie im Grossen, scheiterten und brachten die Beteiligten ins Konzentrationslager oder bedeuteten für sie den Tod.

Der Sturm braut sich zusammen

Es ging den Frühlingsferien entgegen. Da war einerseits Freude am Wiedererwachen der Natur, andererseits lag eine eigenartige Spannung in der Luft, die niemand recht zu deuten wusste.
Der österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg war kurz zuvor von Hitler auf den Obersalzberg zitiert worden und erhielt dort einschneidende Massnahmen diktiert: Er musste sofort allen inhaftierten Nationalsozialisten Amnestie gewähren und den Leiter der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich, Arthur Seyss-Inquart, als Innenminister in sein Kabinett aufnehmen. Bundeskanzler Schuschnigg wollte darauf mit einer kurzfristig einberaumten Volksbefragung reagieren, um der Welt zu beweisen, dass Österreich unabhängig bleiben wolle. Es war bereits zu spät. Auf ein Ultimatum von Hitler erklärte Schuschnigg, von allen verlassen, den Rücktritt. Seyss-Inquart übernahm daraufhin die Bildung der Zwischenregierung. Angeblich um ein Blutvergiessen zu vermeiden, bat er Hitler um die Entsendung deutscher Truppen. Damit hatte Österreich aufgehört, ein selbständiger und unabhängiger Staat zu sein. Dieses Ereignis löste bei uns allen grösste Betroffenheit aus und liess uns ahnen, dass das gleiche Schicksal eines Tages auch die Schweiz treffen könnte, zumal wir von zu Hause schon gehört hatten, dass es auch bei uns bereits Sympathisanten der Nazionalsozialisten gab.
Einige Tage vor den Ferien waren unsere österreichischen Kollegen wie vom Erdbo-

den verschwunden. Niemand wollte darüber Bescheid wissen. So sahen wir ihr Verschwinden zuerst einfach in Zusammenhang mit den Ferien. Nach dem Semesterwechsel erzählten uns dann einige, sie seien in der Nacht mit Camions abgeholt und nach Hause gebracht worden, wo sie beim Truppeneinmarsch Ordnungsdienste zu leisten hatten.

Bereits auf der Heimfahrt in die Ferien bekam ich die neue Atmosphäre in Österreich deutlich zu spüren. Die Reise führte über München, Innsbruck und Feldkirch nach Buchs. Zwischen München und Innsbruck hielt der Zug plötzlich auf offener Strecke an. Draussen stand eine Formation SS-Leute und begehrte einzusteigen. Sofort begannen sie den ganzen Zug zu durchsuchen, musterten Reisende und ihr Gepäck aufs Genaueste. Menschen wurden mit ihrem Gepäck zusammen ins Freie gezerrt, was mit ihnen weiter geschah, konnten wir nicht mehr verfolgen, aber es war das Schlimmste zu befürchten. Nahezu zwei Stunden dauerte dieser Unterbruch.

Die Ferien brachten uns etwas Distanz zu diesen belastenden Geschehnissen, aber wir gingen mit gemischten Gefühlen an unsern Studienort zurück.

Eine neue Unterkunft

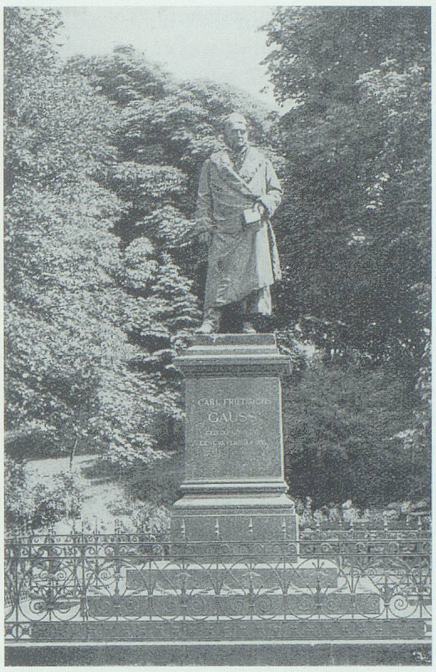
Mit dem Semesterwechsel realisierte ich den schon früher anvisierten Zimmerwechsel und wohnte künftig am Gaussberg, so benannt nach dem weltberühmten Mathematiker Karl Friedrich Gauss. Von ihm wurde erzählt, dass er rechnen konnte, ehe er lesen gelernt hätte. Als dreijähriges Kind schon bemerkte Gauss einen Summenfehler, der seinem Vater bei der Auszahlung von Tagelöhnern unterlaufen war, und er korrigierte das Ergebnis. In der Katharinen-Volksschule hatte der Lehrer der Rechenklasse eine besonders schwierige Aufgabe gestellt: es sollte die Summe der Zahlen von 1 bis 80 ausgerechnet werden. Schon nach wenigen Minuten erhob sich Karl Friedrich und legte die Tafel mit der beschriebenen Seite nach unten auf den Schultisch. Nur ganz wenige Schüler konnten mit einem richtigen Ergebnis aufwarten. Als letzte wurde die Tafel des kleinen Gauss umgedreht, die nur eine einzige Zahl, nämlich 3240, als richtiges Ergebnis der Summierung aufwies. Der neunjährige Knabe hatte sofort erkannt, dass, wenn man immer die grösste und die kleinste Zahl in der Reihe von 1 bis 80 addiert, stets 81 erhält (nämlich 1 + 80, 2 + 79, 3 + 78, usw.) Solche Paare gab es vierzig, deshalb brauchte man nur 81 mal 40 auszurechnen. Damit hatte der Neunjährige bereits intuitiv eine der wichtigsten Eigenschaften der sogenannten arithmetischen Reihe erkannt. Im Laufe seines Lebens gelangen ihm noch verschiedene weitere Entdeckungen dieser Art, die für die Mathematik von grundlegender Bedeutung sind. Ich begegnete dem Denkmal dieses Mannes stets mit einer gewissen Hochachtung, gehörte doch Mathematik nicht zu meiner starken Seite!

Wenig Respekt zollten dann einige Monate später die Nationalsozialisten dem berühmten Mathematiker, sie entfernten eines Tages die eiserne Umfriedung seines Denkmals – Metall wurde jetzt für dringendere Bedürfnisse gebraucht...

Vom Gaussberg selber erzählte man uns, er sei im Lauf der Jahrhunderte durch das Deponieren von Müll entstanden. Aus Schweizer Sicht war es zwar kein Berg, sondern eher ein bescheidener Hügel, der mit stattlichen Bäumen bewachsen war, die im Sommer wohltuenden Schatten spendeten. Linkerhand floss im trägen Lauf die Ocker vorbei, und gleich nebenan befand sich die Villa von Fräulein Silberschmidt, wo ich künftig wohnen wollte. Das Haus befand sich in einer parkähnlichen Umgebung und dürfte wohl gegen Ende des letzten Jahrhunderts erbaut worden sein. Mitten im Haus befand sich ein riesiger Salon mit je einem Flügelgemach zur rechten und zur linken Seite; ein weiterer Raum diente uns als Esszimmer. Das Frühstück war jeweils im Mietzins inbegriffen, und wir nahmen es zusammen mit der Hausherrin ein, ebenso das Nachtessen, das wir uns jeweils selber zusammenstellten.

Der längst verstorbene Vater von Fräulein Silberschmidt hatte dem letzten Herzog von Braunschweig als Justizberater gedient und war jüdischer Abstammung. Seine Frau dagegen entstammte einem sehr wohlhabenden deutschen Bürgergeschlecht, lebte noch hochbetagt, war aber infolge Arteriosklerose kaum mehr ansprechbar. Im oberen Stock waren weitere Zimmer, eines davon bewohnte ich, ein anderes ein Kollege aus der Schweiz. Alle Räume waren grosszügig angelegt und geschmackvoll möbliert, man fühlte sich hier sehr wohl.

Wohl fühlten wir uns aber auch, weil hier eine unpolitische Atmosphäre herrschte. Beim Frühstück und beim Abendessen



Das Gauss-Denkmal in Braunschweig.

pflegten wir regen Gedankenaustausch. Fräulein Silberschmidt galt damals nach Nürnberger Rassengesetz noch als arisch, hatte aber viele jüdische Freunde und Bekannte, darunter Akademiker, Wissenschaftler und Künstler. Oft berichtete sie, jetzt sei wieder diese und jene Familie ausgereist, und fügte dann seufzend bei: «Was bleibt noch an Geist in Deutschland zurück...?»

Erschütternd war ein Bericht über den Tod des einzigen Töchterchens einer jüdischen Bekannten. Das Kind war an Hirnhautentzündung erkrankt, vom christlichen Spital aber nicht aufgenommen worden. Die verzweifelten Eltern eilten mit dem Kind von Klinik zu Klinik. Schliesslich fand es Aufnahme in einem katholischen Privatspital, da war es aber bereits zu spät.

Um die schönen Braunschweiger Kirchen auch von innen kennenzulernen, nahmen wir des öfteren am sonntäglichen Gottesdienst teil. Nur einige wenige weitere Besucher, ein paar ältere Leute, einige Konfirmanden und ein Trüppchen Krankenschwestern, sassen jeweils in den vielen Bankreihen. Es waren durchwegs lutherische Kirchen, bei denen die Liturgie einen viel grösseren Raum einnahm als in unseren Kirchen, was uns anfänglich etwas Mühe bereitete. Erstaunlich war, wie zuweilen ein recht deutlicher und angriffiger Text vom Pfarrer verharmlosend ausgelegt wurde, um damit keine direkte Angriffsfläche zu bieten und zur Rechenschaft ge-

zogen werden zu können. Trotzdem war unschwer zu erraten, was er der Gemeinde sagen wollte. Nicht selten wurden Pastoren ihres Amtes enthoben, wenn sie in der Auslegung der Schrift nicht vorsichtig genug vorgingen:

Fräulein Silberschmidt erzählte uns von einer befreundeten Pfarrfamilie, von Pastor Hartwig, der seines Amtes enthoben und mit einer Rente von 80 Mark zwangspensioniert worden sei. Daneben durfte er für 120 Mark monatlich in einer öffentlichen Schreibstube arbeiten. Der sechsköpfigen Familie standen damit ganze 200 Mark für ihren Unterhalt zur Verfügung, während wir unsere Eltern für unseren persönlichen Bedarf monatlich 180 bis 200 Mark kosteten. Keines der vier Pastorenkinder war erwachsen, zwei besuchten höhere Schulen. Einem der Jungen war gerade das Stipendium für ein Jahr gestrichen worden, weil seine Leistungen etwas nachgelassen hatten. Die Mutter dieser Kinder, die wir persönlich kannten, war Nächte lang auf und nähte aus alten Kleidern neue. Die Kinder jedenfalls waren immer ordentlich angezogen. Wie es um ihre Ernährung bestellt war, konnte man sich denken. Der Schularzt stellte bei einigen Unterernährung fest, unternahm aber nichts dagegen. Gemüse und Fleisch waren teuer, die Butter knapp. Schliesslich wurde der Familie noch die Bewilligung zum Bezug verbilligter Margarine entzogen, weil angeblich das Einkommen des Vaters um zwanzig Mark zu hoch war.

Das Gegenstück dazu: Der Tochter eines Ministerpräsidenten, der in der Stadt wohnte, wurde das Schulgeld auf Antrag erlassen. Ein Lehrer, der dies kritisierte, wurde kurzerhand entlassen.

Nachdem in einer Abstimmung der Anschluss Österreichs mit über 99 Prozent Ja-Stimmen bestätigt worden war, feierte Grossdeutschland am 20. April den Geburtstag Hitlers mit ungewöhnlichem Aufwand. Wenige Tage danach erfuhr die Welt, in welche Richtung es künftig gehen sollte. In Karlsbad trat die Sudetendeutsche Partei zu einem Parteitag zusammen. Ihr Anführer, Konrad Henlein, erklärte lauthals, dass die Tschechen in den zwanzig Jahren, in denen ihnen Gelegenheit gegeben worden sei, der deutschen Minderheit ihren guten Willen zu beweisen, mit Unterdrückung und Gewalt regiert hätten. Gegen den Willen von dreieinhalb Millionen Deutschen sei dieser Staat gebildet, sei gegen sie regiert worden.

Das Netz zieht sich zusammen

Am 1. Mai wurde der Tag der nationalen Arbeit gefeiert. Alles war beflaggt, und grosse Reden wurden gehalten. Neu daran war aber, dass an diesem Tag zum ersten Mal nationalsozialistische Musterbetriebe mit der «goldenen Fahne der Deutschen Arbeitsfront» ausgezeichnet wurden.

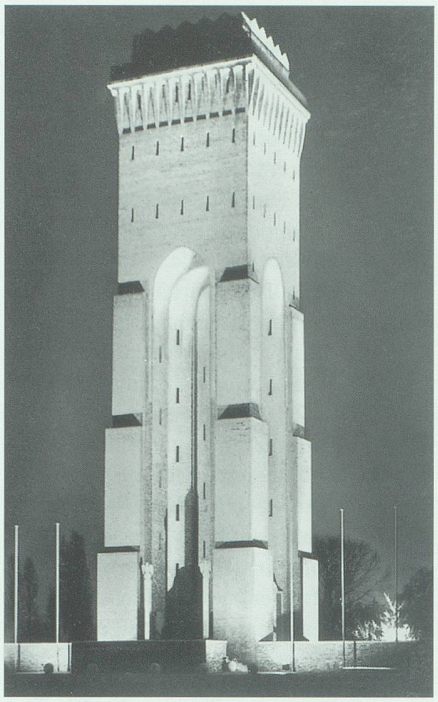
Am Tage danach rollte der Sonderzug Hitlers gegen Süden, nach Rom. Die Begegnung mit Mussolini stand bevor. Radio und Presse berichteten von pompösen Feierlichkeiten und kriegslüsternen Machtdemonstrationen. Grosse Reden voller gegenseitiger Beteuerungen von Freundschaft und Brüderlichkeit wurden gehalten. Die Achse Rom–Berlin war perfekt.

Nach der Rückkehr Hitlers aus Italien ging der psychologische Krieg gegen die Tschechoslowakei mit neu gestähltem Selbstbewusstsein weiter. Täglich las man jetzt in den Zeitungen von Übergriffen tschechischer Beamter und Polizisten gegen die «wehrlosen» Deutschen. Die vielen Provokationen, die die Deutschen gegen diesen Staat ausübten, verschwieg man gänzlich. Immer waren die Deutschen schuldlose Opfer, die das volle Mitgefühl der ganzen deutschen Nation verdienten. Immer wieder folgten in der Presse neue Berichte über Gewalttaten gegenüber deutschen Bürgern. Die pausenlose Propaganda trug zweifellos auf breiter Front ihre Früchte.

Den ganzen Sommer und Herbst hindurch lebten wir dauernd inmitten dieser politischen Spannungen. Hie und da schien es einen kleinen Lichtblick Richtung Frieden zu geben, dann wieder drohten akut Krieg und schwärzeste Nacht, so dass wir oft glaubten, das Studium abbrechen und heimkehren zu müssen.

Anfang September tauchte das Gerücht auf, dass der britische Premierminister zu Verhandlungen nach Deutschland kommen werde. Man hoffte damit für den Moment, der unmittelbaren Kriegsgefahr entronnen zu sein, aber letztlich waren wir innerlich überzeugt, dass das Verhängnis auf die Dauer nicht aufzuhalten war. Wir ärgerten uns über die Illusionen, denen sich die Briten und Franzosen offenbar hingaben und waren überzeugt, dass nur die Härte eines Winston Churchill etwas Positives hätte erreichen können.

Ende September folgte das erweiterte Treffen zwischen Chamberlain und Daladier einerseits, Hitler und Mussolini andererseits. Das Ergebnis der Konferenz besiegelte das Schicksal der Tschechoslowakei.



Finow ehrte seinen berühmtesten Bürger mit einem monumentalen Gedenkbau: der Hindenburgturm im nächtlichen Scheinwerferlicht.

Gleichzeitig verstärkte sich die Agitation gegen die Juden im Inland. In dieser Sache als besonders aktiv erwies sich «Der Stürmer», das Hetzblatt gegen die jüdischen Mitbürger, das unter der Leitung von Gauleiter Julius Streicher stand. Der Weg zur Akademie führte mich an zwei Anschlagkästen dieses Elaborates vorbei. Unwillkürlich warf man einen Blick hinein. Jede Woche wurden neue erfundene Greueltaten an «arischen» Menschen publiziert. Einmal ging es um «gnadenlose Ausbeutung deutscher Menschen» durch Juden, dann wieder um sexuelle Vergehen von jüdischen Betriebsinhabern an wehrlosen deutschen Angestellten und um dergleichen mehr. Dazu folgten Aufrufe und Umzüge mit Plakaten, auf denen die Bevölkerung aufgerufen wurde, die jüdischen Geschäfte zu boykottieren. Da und dort wurden Schaufenster und Fassaden jüdischer Geschäfte mit Aufschriften «Sau-Jud verrecke» und ähnlichem verschmiert. Ein grosser Teil der Bevölkerung nahm mit Missbehagen von derartigen Entgleisungen Kenntnis, aber niemand, oder nur ganz wenige, wagte es, offen dagegen zu opponieren. Im Geheimen aber durften doch viele Juden durch die deutsche Bevölkerung Unterstützung erfahren.

Die Reichskristallnacht

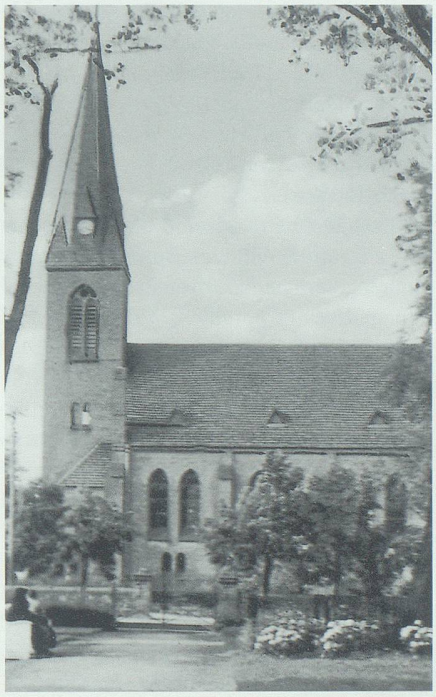
Am 7. November 1938 ertönte durch das Radio die Nachricht, Botschaftsrat Roth in Paris sei durch einen polnischen Juden namens Grünspan erschossen worden. Eine bleierne Stille legte sich in der Folge über die Stadt, niemand wollte sich dazu äussern, dunkle Vorahnungen bewegten alle. Auch am darauffolgenden Tag blieb alles ruhig. Der 10. November begann als kalter, düsterer Spätherbsttag. Nach unserem Stundenplan war der Vormittag mit analytischer Chemie belegt. Als wir uns anschickten, die Geräte zu montieren, stürmte ein Schweizer Kollege herein und flüsterte uns zu, wir sollten uns sofort in der Stadt umsehen, es seien schlimme Sachen passiert. Er habe in der Stadt bei einem Schneider eine Jacke bestellt und auf diesen Morgen um sieben Uhr die erste Anprobe abgemacht. Als er pünktlich zur bestellten Zeit beim Schneider eingetroffen sei, habe dieser ihm erklärt, er sei heute ausser Stande zu arbeiten. Ungehalten über diesen Bescheid, verlangte der Kunde eine plausible Erklärung. Der Schneider wollte keine oder nur ausweichend Auskunft geben, dann aber erzählte er doch. Sie hätten in diesem Haus eine schreckliche Nacht erlebt. Gegen vier Uhr morgens sei eine Gruppe von etwa sechs angetrunkenen SA-Männern ins Haus gepoltert, hätte in der unteren Etage mit den Gewehrkolben die Wohnungstür eingeschlagen, wo ein jüdischer Arzt mit Frau und zwei Töchtern wohnte. Die SA-Männer hätten die Familie aus den Betten gejagt; zitternd und weinend habe er die Leute im Korridor stehen sehen. Dann seien die Soldaten in die Wohnung eingedrungen, hätten mit ihren Bajonetten und Gewehrkolben die ganze Wohnungseinrichtung der Familie zertrümmert. Erst nach einer guten Stunde seien sie grölend abgezogen. Unter diesen Umständen brachte unser Kollege dem Schneider natürlich das nötige Verständnis entgegen. Er sei nun, erzählte er weiter, soeben durch die Stadt hierher gekommen. Unterwegs habe er vielerorts Verwüstungen angetroffen, er könne das hier nicht alles erzählen, wir müssten schon selber hingehen und es uns ansehen. Sogleich begannen wir unseren Arbeitsplatz zu räumen und begaben uns ins Stadtzentrum. In der Tat, es sah schlimm aus. Vor einem Bijouteriegeschäft war die Leuchtreklame heruntergerissen, die Schaufenster waren eingeschlagen, und am Strassenrand lagen wild durcheinander gewürfelt Schmuck und Uhren. Bei einem grossen Lebensmittelgeschäft waren Kisten und Säcke auf die Strassen gezerrt, aus verbeulten Kanistern ergoss sich Marmelade über das Trottoir und auf die Strasse. In der Nähe des Hagenmarktes waren bei einem Konfektionsgeschäft die Schaufenster ebenfalls zertrümmert. Auf der Strasse lagen Schaufensterpuppen mit abgerissenen Armen und Köpfen, die Kleider zerfetzt. Nebenan bot sich in einem bekannten Teppichgeschäft das gleiche Bild. Die schönsten Perserteppiche lagen bunt durcheinander auf der Strasse, mit Bajonetthieben hatte man sie sinnlos zerschnitten. Uns reichte es! Aus den Lautsprechern leierte eine heisere Stimme, das deutsche Volk solle nun einhalten mit seiner «Vergeltung» und es damit bewenden lassen. Wir sahen uns um und blickten diesem Volk ins Gesicht, das da ratlos und eingeschüchtert in weitem Bogen um die Verwüstungen herumstand, sichtlich beschämt und sich fragend: «Das sollen wir gemacht haben? Schade um die schönen Sachen!» Millionenwerte wurden in dieser Nacht auf sinnlose Weise zerstört. Schlimmer aber als all die materiellen Verluste waren die vielen Verschleppungen von unschuldigen Menschen bei Nacht und Nebel. Fräulein Silberschmidt hielt sich in jenen Tagen gerade zu einer Kur in Wildungen auf. Wenig später, als ich abends nach Hause zurückkehrte, traf ich ihre Schwester und Schwägerin mit verweinten Augen im Haus an. Sie erzählten mir, dass ihnen das gleiche Schicksal wie jener Arztfamilie im Hause des Schneiders widerfahren sei, zusätzlich aber seien ihre Männer an einen unbekannten Ort verschleppt worden. Wie sich später herausstellte, waren sie ins Konzentrationslager Buchenwald verbracht worden. Der Schwager von Fräulein Silberschmidt, Erich Schleyer, und dessen Bruder Paul besassen in Braunschweig eine grosse Konservenfabrik. Sie verarbeiteten dort Braunschweiger Stangenspargeln und importiertes Frühgemüse aus Holland. Nach einigen Wochen wurden die beiden Männer aus Buchenwald zurückgebracht, kahl geschoren, hustend und krank; sie wurden noch zur Zwangsveräusserung ihrer Fabrik gebraucht. Für einen Pappenstiel ging die Fabrik in «arische» Hände über.

Immerhin aber wurde den beiden Familien kurz darauf die Emigration ins Ausland erlaubt, was nach Ausbruch des Krieges nur noch selten möglich war. Die Familie Erich Schleyer emigrierte nach Mittelengland, der Bruder Paul floh mit seiner Familie nach Amerika. Nach England durften die Schleyers nur die allernotwendigsten Möbelstücke mitnehmen, nach Amerika nur Handgepäck.

Einige Zeit später erklärte uns ein deutscher Kollege im Vertrauen, dass die ganze Zerstörungsaktion mit einem Volksaufstand nicht das Geringste zu tun gehabt habe, vielmehr sei alles bis ins kleinste Detail von oben her befohlen und organisiert worden. Die meisten hätten nur mit grösstem Widerstreben mitgemacht. Nur der Einfluss von viel Alkohol und die Angst vor bösen Konsequenzen hätten diese Aktion überhaupt ermöglicht. Das alles war für uns erneut ein klarer Beweis für die Verlogenheit dieses Systems.

Kurz vor den Winterferien erkrankte ich und reiste deshalb einige Tage vor Ferienbeginn ab. Zu Hause hoffte ich auf eine rasche Genesung, aber die Krankheit erwies sich als weit hartnäckiger als erwartet. An eine Rückkehr nach Deutschland an die Akademie war vorerst gar nicht zu denken. Es wurde Januar, und im Februar verordnete der Arzt noch einen längeren Erholungsaufenthalt. Anfang März schliesslich schien ich wieder einigermassen arbeitsfähig zu sein, aber der Zeitverlust war nun bereits so gross geworden, dass ich nicht mehr dort anknüpfen konnte, wo ich im Dezember aufgehört hatte. Eine Wieder-

Die Dorfkirche von Finow, Wirkungsstätte des Pastorenehepaars Reiche.



Mein Arbeitsplatz in Finow, die Drogerie Fehr.

holung des dritten Semesters drängte sich auf, aber der Eintritt in dieses war erst wieder im Herbst 1939 möglich. In dieser Wartezeit wollte ich möglichst berufsbezogen arbeiten, aber in der Schweiz war es damals ausserordentlich schwierig, kurzfristig eine Stelle zu finden, besonders für nur so kurze Zeit.

Ein kurzer Abstecher nach Kassel...

Im Frühjahr hatte ich in der Schweiz den Jugendpfarrer Wilhelm Busch aus Essen kennengelernt und befreundete mich mit ihm und seiner Familie. Er riet mir, eine Stelle in Deutschland zu suchen, dort sei es ganz problemlos, rasch zu einer Stelle zu kommen. Es seien bereits so viele Leute zum Militär eingezogen worden, dass überall auf dem Arbeitsmarkt ernsthafte Lücken entstanden seien. Er selber müsse ja auch in Deutschland leben, und seine Arbeit sei noch viel «exponierter» als meine.

So gab ich sofort ein Inserat in der deutschen Drogistenzeitung auf, und schon kurze Zeit später erhielt ich ein Angebot für eine Stelle in Kassel. Da ich mittlerweile etwas ungeduldig geworden war, sagte ich zu, ohne die genaueren Bedingungen zu kennen. Die Drogerie zu finden war kein Problem, sie lag im Zentrum der Stadt an der viel befahrenen Frankfurter Strasse und präsentierte sich recht gut. Wie sich herausstellte, sollte ich vor allem die Verantwortung für die Fotoabteilung übernehmen. Von der Ausbildung her traute ich mir dies zu, aber der ganze Fotobereich interessierte mich nicht besonders, weil dieser in den Schweizer Drogerien nur eine unbedeutende Rolle spielte, ganz im Gegensatz zu Deutschland. Als dort die Amateurfotografie populär wurde, zeigte sich der Fachhandel daran nicht sehr interessiert, er empfand sie vielmehr als Konkurrenz. So gelangten die grossen Firmen wie zum Beispiel Agfa oder Voigtländer an die Drogerien. Diese nahmen die Chance gerne wahr, umso mehr, als sie auf dem pharmazeutischen Sektor durch die Apotheken weit mehr eingeschränkt waren als die Drogerien in der Schweiz. Da ich nun also bereits in Kassel war, fand ich mich angesichts der kurzen Zeitspanne damit ab, in dieser Fotoabteilung zu arbeiten. Bald aber tauchten Probleme bezüglich der Unterkunft auf. Für die allererste Zeit stellte mir der Chef sein Gästezimmer zur Verfügung mit der Auflage, so schnell wie möglich eine andere Lösung zu finden. Bei der Zimmersuche stiess ich auf enorme Schwierigkeiten, überall gab es Absagen. Auf dem Wohnungsamt der Stadt erklärte man mir, dass ich mir für die nächste Zeit keinerlei Hoffnung machen könnte, in Kassel eine Unterkunft zu finden. In knapp zwei Monaten nämlich finde hier der Kriegsveteranentag statt, an dem der Führer eine Ansprache halten werde. Im Hinblick darauf sei in Kassel schon längst alles total ausgebucht. In der Zwischenzeit hatten mir meine Eltern noch weitere Offerten auf mein Inserat nachgesandt, und ich studierte diese. Eine kam aus Finow, einer kleinen Stadt in der Märkischen Heide, rund 50 Kilometer von Berlin entfernt, auf der Linie Berlin–Stettin. Die Offerte hörte sich gut an, versprach gute Entlöhnung, eine vielseitige Arbeit und Familienkontakt. Als ich meinem Chef den Wunsch, weiterzureisen, unterbreitete, zeigte er Verständnis und war bereit, mich ohne Kündigungsfrist ziehen zu lassen. Er bedauerte, dass ich mich nur so kurz in Kassel aufgehalten hätte, die Stadt und ihre Umgebung seien ja so schön. Er sei bereit, mir zwei Tage zusätzlich auszubezahlen, dann könne ich das Versäumte auf seine Kosten noch ein wenig nachholen. Vor allem die Wilhelmshöhe und das Schloss müsse ich unbedingt besuchen. Diesem Rat folgte ich gerne, und es wurden zwei unvergessliche Tage. Noch heute ist mir der herrliche Ausblick von der Wilhelmshöhe auf die hessischen Lande im Gedächtnis.

...und weiter Richtung Berlin

Nun ging es also nach Finow. Im Anhalter Bahnhof in Ostberlin musste ich umsteigen. Die Bahnverbindungen zwischen Berlin und Finow waren nicht besonders gut, so dass ich erst gegen Abend dort eintraf.

Der Empfang am neuen Arbeitsplatz war freundlich, Unterkunft und Verpflegung wurden mir im Hause des Chefs angeboten. Ausser dem Chef arbeiteten noch zwei weitere Angestellte im Betrieb, und während Stosszeiten standen auch noch die Ehefrau und eine Schwägerin im Einsatz. Die Drogerie war aus einem Lebensmittelgeschäft hervorgegangen und hatte diesen Charakter noch nicht ganz verloren.

Auch landschaftlich gefiel mir Finow gut. Das ganze Umland war sanft hügelig und umgeben von prächtigen Pinienwäldern. An der Peripherie lagen zwei Seen, der Schwärze- und der Werbellinsee, die im Sommer beliebte Badegelegenheiten boten. Als ich im Laufe des Sommers an einem Wochenende an den Werbellinsee fahren wollte, fand ich aber alles weiträumig abgesperrt. Nach dem Grund befragt, sagten mir Anwohner, dies käme im Sommer mehrmals vor, wenn Goebbels mit den Filmgrössen hier zu baden gedenke.

Die Erde sah in Finow eigenartig aus und erinnerte an Wüstensand. Sie war nicht besonders fruchtbar, Kirschen, Erdbeeren und Himbeeren jedoch gediehen vorzüglich. Daraus wurden in der Erntezeit verschiedene Süssweine hergestellt, die sich grosser Beliebtheit erfreuten. Dem Alkohol gegenüber war die Bevölkerung ohnehin nicht abgeneigt, mein Chef nicht ausgenommen. Das Angebot an Spirituosen war relativ gross, und wir führten sogar eine kleine Ausschank-Ecke, wo man sich einen Schluck genehmigen konnte.

In dieser Umgebung hatte einst Hindenburg gelebt; ein Gedenkturm befand sich ganz in der Nähe. Hindenburg wurde hier als Vaterfigur verehrt und hatte insgeheim ein höheres Ansehen als Hitler. Obwohl man der Hauptstadt Berlin näher war als in Braunschweig, spürte man von den politischen Vorgängen weniger.

Ich überlegte mir, wie ich mit der Bevölkerung besseren Kontakt pflegen konnte. Während meiner Lehrzeit hatte ich in Grabs im Christlichen Verein Junger Männer (C.V.j.M) mitgemacht. So richtete ich eines Tages eine Anfrage an das Pfarramt, ob es hier etwas Ähnliches gebe. Nach rund einer Woche erhielt ich einen Brief von der Frau des Pfarrers. Ihr Mann, Pastor Reiche, habe sie beauftragt zu schreiben, da sie ja ebenfalls eine gebürtige Schweizerin sei, in Genf aufgewachsen. Sie lade mich auf kommenden Freitag zum Nachtessen ein, damit wir uns besser kennen lernen könnten. An jenem Abend staunte ich über die grosse Tafelrunde und die vielen Gedecke. Während des Essens erfuhr ich, dass die Frau Pfarrer einst als Sprachlehrerin am kaiserlichen Hof tätig gewesen war und ihr Mann dort als Erzieher gearbeitet hatte. So hätten sie sich kennen gelernt. Nun hätten sie eine Schar von elf Kindern, und dem zehnten Kind sei der berühmte Hindenburg selber Pate gestanden. Für das zehnte Kind durfte man damals als Belohnung für diesen Kinderreichtum einen Paten oder eine Patin aus der gehobenen Gesellschaft verpflichten.

Bei der Arbeit hinter dem Ladentisch der Drogerie Fehr.

Die Pfarrersleute luden mich ein, in der Jugendarbeit mitzuwirken, fügten aber gleich hinzu, dass diese stark behindert werde, weil politische Aktivitäten den Vorrang hätten. In der Tat waren es sehr kleine Gruppen, die wir zu betreuen hatten. Politik war im Haus von Pastor Reiche kein Thema, denn der älteste Sohn war bereits Fliegeroffizier, und der zweitälteste befand sich in fliegerischer Ausbildung.

In der Jugendarbeit lernte ich auch den zweiten Pfarrer, Pastor Hahn, kennen. Er war zwischen dreissig und vierzig Jahre alt und lebte bei seiner betagten Mutter. Als wir etwas vertrauter geworden waren, erzählte er mir aus seinem Leben. Sein Vater war Politiker in Berlin gewesen, und dies hätte auch seine Laufbahn werden sollen. Nach abgeschlossener Vorschulung sei er als Sekretär zum Reichsjugendleiter von Schirach berufen worden. Er habe dort längere Zeit gearbeitet und nach seinem Weggang das goldene Verdienstabzeichen, das er mir vorlegte, und dazu ein persönliches Zeugnis des Vorgesetzten erhalten. Der Einblick in die Zielsetzungen und Gepflogenheiten der Nationalsozialisten hätten ihn aber derart erschüttert, dass er in eine schwere Lebenskrise geraten sei. In diesem Zusammenhang sei er dann mit Bodenschwing, dem Leiter der Epileptikerkliniken in Bielefeld, in Kontakt gekommen. Nach seiner Wiederherstellung habe er die politische Laufbahn abgebrochen und Theologie studiert. Ich habe ausser Pastor Hahn keinen anderen Menschen kennen gelernt, der schon damals so klare Vorstellungen hatte von dem, was noch auf Deutschland und die Welt zukommen sollte.

Obwohl ich immer noch das politische Geschehen verfolgte, waren die Informationen lückenhafter geworden, seit ich mein kleines Radiogerät meiner Kollegin in Braunschweig zurückgelassen hatte. Kurze Zeit, nachdem ich in Finow angekommen war, sorgte Hitler erneut für Schlagzeilen. In geheimen Verhandlungen hatte er der Slowakei und der Karpato-Ukraine Unterstützung angeboten, falls diese sich von der Tschechoslowakei lösen würden. Als dies

Der nahe Finow gelegene idyllische Schwärzsee, ein gern besuchtes Ausflugs- und Badeziel.

dann prompt geschah, zitierte Hitler Regierungschef Emil Hácha nach Berlin. Aussenminister Ribbentrop hatte dabei die Frechheit, ihm für den Empfang in Berlin mehrere baumlange SS-Offiziere zur Seite zu stellen, so dass er sich ganz klein und verloren vorkommen musste, war er doch eher klein gewachsen. Schliesslich wurde Hácha auf erpresserische Weise genötigt, einen Vertrag zu unterzeichnen, der Böhmen und Mähren zum Reichsprotektorat erklärte. Am 15. März 1939 rückten die deutschen Truppen in Böhmen und Mähren ein, das Schicksal der Tschechoslowakei war damit ebenfalls besiegelt. Am 25. März wiederum marschierten deutsche Truppen ins Memelgebiet ein, ohne auf Widerstand zu stossen. Im Schatten all dieser Ereignisse wurde im Süden auch Mussolini wieder aktiv. Am 7. April 1939 fielen italienische Truppen in Albanien ein, verjagten den regierenden König Zogu und übertrugen die Krone auf den italienischen König Vittorio Emmanuele.

Am 28. April kündigte Hitler den deutsch-englischen Flottenvertrag sowie den polnischen Nichtangriffspakt. Die Progagandamaschinerie wurde wieder in Gang gesetzt, die Aggressionen richteten sich nun mit voller Wucht gegen Polen.

Am 23. August 1939 überraschten Hitler-Deutschland und die Sowjetunion die Welt mit der Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes (Hitler-Stalin-Pakt). Noch im Herbst des vergangenen Jahres hatten wir in Braunschweig eine fahrende Schau besucht, die zum Ziel hatte, das deutsche Volk vor den Gefahren des Kommunismus zu warnen. Nun war dies offenbar alles nicht mehr nötig. Diese Tatsache bedeutete für alle, auch die nicht eingeweihten Deutschen, einen schweren Schock. Immer mehr wurde es für alle zur Gewissheit, dass wir rasch und unausweichlich einem Krieg zusteuerten.

Finow war relativ einseitig auf die Metallindustrie ausgerichtet. Hier befand sich eine der grössten Messingfabriken Deutschlands mit weit über tausend Arbeiterinnen und Arbeitern. In diesen Fabriken wurde jetzt pausenlos, in Tag- und Nachtschichten, gearbeitet. Urlaube wurden sistiert und die Freizügigkeit des Stellenwechsels aufgehoben.

Durch die ständige Hetze wurde das Klima in den von Deutschen bewohnten Gebieten Polens immer explosiver. Gegenseitig kam es immer wieder zu Konfrontationen. Die Stadtverwaltung von Finow erhielt den Auftrag, unverzüglich Lokalitäten zu requirieren, um notfalls sofort Flüchtlinge aufnehmen zu können. Schon wenige Tage danach trafen die ersten Flüchtlingsgrüppchen ein, und bald wurden es immer mehr. Sie mussten sich jeweils auf dem Rathaus melden, bekamen dort eine Unterkunft zugeteilt und erhielten gleich auch noch einige Gutscheine, um in den ortsansässigen Geschäften unentgeltlich einkaufen zu können. Den Chef befragt, wo die Gutscheine aufzubewahren seien, erklärte er mir, die dürfe ich ruhig wegwerfen, dafür werde er nie mehr etwas bekommen. Auch in wirtschaftlichen Belangen wurde oft willkürlich von oben diktiert. So kam eines Tages eine Verordnung, wonach sämtliche Preise in diesen und jenen Sektoren generell um zehn Prozent zu senken seien. Der Verlust musste vom Betriebsinhaber getragen werden.

Zu dieser Zeit hatte die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung bereits einen bedenklichen Tiefstand erreicht, da der Versorgung der Armee Priorität zukam. Vollmilch gab es schon seit längerer Zeit nur noch für Kleinkinder. Erwachsene erhielten pro Woche und Person eine kleine Tube entrahmte Kondensmilch, Bohnenkaffee gab es 25 Gramm pro Person und Monat. Zum Frühstück gab es zwei Vollkornbrotschnitten, dünn bestrichen mit Schweineschmalz, und dazu eine Tasse Kneipps Malzkaffee. Eintopfgerichte aus Kartoffeln und Rüben mit wenig Fleisch waren das übliche Tagesgericht. Relativ gut erhältlich waren Fische, vor allem Heringe in verschiedenen Formen, deren Liebhaber ich aber nicht unbedingt war. So war ich gezwungen, von Zeit zu Zeit sogenannte Haushaltkekse zu kaufen, die damals für 70 Pfennige das Kilo zu bekommen waren. Den Fischgeschmack wurde ich trotzdem nicht los, denn kraft einer Verfügung musste auch den Wurstwaren ein Anteil Fisch als Streckmittel beigefügt werden.

An der Aufmarschroute nach Polen

Ganz in der Nähe von Finow befand sich ein grosser Flugplatz, der erst in jüngster Zeit gebaut worden war. Die Einheimischen behaupteten, es sei dies der grösste und modernste in ganz Deutschland. Hitler habe ihn zur Verteidigung Berlins anlegen lassen. Von aussen war davon kaum etwas sichtbar, denn die Hangars waren alle unterirdisch angelegt. Finow lag an einer der Aufmarschrouten nach Polen. Gegen Ende August wurde durch Lautsprecherwagen verkündet, dass an bestimmten Tagen die Hauptstrasse von jeweils neun bis siebzehn Uhr für jede private Benützung gesperrt sei. Bald darauf bewegten sich fast endlose Kolonnen motorisierter Infanterie und schwerer Artillerie gegen Osten, und kurz nachher überflog eine riesige Formation von Flugzeugen unser Städtchen. Niemand konnte nun mehr bezweifeln, dass

der offene Krieg unmittelbar bevorstand, aber durch die vielen Spannungen der letzten Zeit war man bereits ziemlich abgestumpft und neigte auch zu einem gewissen Fatalismus.

Am Vormittag des 1. Septembers 1939 ertönte Hitlers erregte Stimme aus dem Lautsprecher. Der Krieg gegen Polen war bereits im Gange. Die Bevölkerung reagierte bestürzt. Die ältere Generation wusste aus Erfahrung, was Krieg bedeuten konnte. Männer sah ich weinen und hörte sie klagen, sie hätten schon den letzten Krieg mitgemacht, hätten alles verloren, und nun komme dieses Unheil nochmals. Von Begeisterung oder Siegesgewissheit war nichts zu spüren.

Am 3. September erhielt ich eine Aufforderung der Schweizer Gesandtschaft in Berlin, mich dort in zwei Tagen zu melden. Ein Vermerk wies darauf hin, dass man keine grösseren Gepäckstücke, sondern lediglich Handgepäck mitnehmen dürfe. Dies bedeutete für mich, dass ich allerhand zurücklassen musste.

Als es sich herumgesprochen hatte, dass ich abreisen müsse, gab es viele Besuche und herzliche Abschiede. Wenig erfreut war ich dann, als sich plötzlich auch ein SS-Offizier meldete und mich um eine Unterredung bat. Ob er in offizieller Mission oder lediglich aus privatem Interesse kam, weiss ich bis heute nicht, beides wäre möglich gewesen, denn ich hatte ihn kurz zuvor in einem Flüchtlingslager kennen gelernt, als ich aufgefordert worden war, ein solches zu besuchen. Der Grund dafür war, dass ich mich als Ausländer überzeugen sollte, wie schlecht es den Deutschen in Polen ergangen war. Das Interesse des Offiziers war es vor allem, zu erfahren, wie die Schweiz sich zum ganzen Geschehen stellte und wie weit wir Schweizer uns dem grossdeutschen Gedanken gegenüber verpflichtet fühlten, ganz nach dem Motto «Das Blatt allein ist nichts, der Baum ist alles».

Allerdings musste ich diesen Herrn ganz offensichtlich enttäuschen. Ich setzte ihm auseinander, dass zwischen der deutschsprachigen Schweiz und Deutschland durch die gemeinsame Sprache, kulturelle und kirchliche Kontakte eher engere Beziehungen bestünden als zu den Nachbarstaaten Italien, Frankreich oder auch zu England. Im gegenwärtigen Zeitpunkt aber gehörten die Sympathien schon eher diesen Staaten, da wir uns durch den aggressiven politischen Stil Grossdeutschlands bedroht fühlen würden. Die Idee des Grossdeutschtums sei für die Schweiz kein Thema. Wir seien durch die Jahrhunderte zu einem eigenständigen Staat in einer mehrsprachigen Gemeinschaft zusammengewachsen und wollten dies auch künftig bleiben, selbst wenn wir dazu gezwungen würden, unsere Selbständigkeit mit den Waffen zu verteidigen.

Abschied

Schliesslich kam der Tag des Abschieds in der Familie meines Chefs, der uns nicht leicht fiel. Wir vereinbarten, brieflich miteinander in Kontakt zu bleiben, was immer auch kommen möge. Das haben wir dann auch bis zum heutigen Tage durchgehalten. Mein Chef musste 1942 an die Front nach Russland einrücken, obwohl er bis zu diesem Zeitpunkt wegen eines Magenleidens vom Militärdienst freigestellt war. Er konnte diese unglaublichen Stresssituationen nicht lange aushalten und verstarb bald darauf in einem Lazarett. Seine Frau hielt dann den Briefwechsel aufrecht und nach deren Tod die älteste Tochter, die zu jener Zeit erst neun Jahre alt war.

Kurz vor der Abreise meldete sich Pastor Hahn noch mit dem Wunsch, er würde mich gerne nach Berlin begleiten. Er sei dort aufgewachsen und möchte mir ganz gerne noch ein paar schöne Winkel der Stadt zeigen. So konnte ich zum Abschluss noch viele unvergessliche Eindrücke von Alt-Berlin gewinnen. In einem schönen Park mit Blick auf das Brandenburger Tor assen wir zusammen unsere letzte gemeinsame Mahlzeit.

Auf der Schweizer Gesandtschaft in Berlin herrschte reger Betrieb. Jeder erhielt eine Fahrkarte bis zu seinem Wohnort in der Schweiz, dazu einen Gutschein für das Hotel Excelsior in Berlin. Es wurde uns mitgeteilt, Deutschland habe sich geweigert, für unseren Rücktransport Wagen zur Verfügung zu stellen, und nun müsse man zuerst eine Zugskomposition aus der Schweiz anfordern, was mehrere Tage dauern könne. Dies war dann auch tatsächlich der Fall, aber uns kam dieser Zwangsaufenthalt ganz gelegen. Überraschenderweise hatte ich nämlich einen ehemaligen Studienkollegen aus Braunschweig getroffen, mit dem ich eine gewisse Zeit im gleichen Hause gewohnt hatte. An Unterhaltung fehlte es uns nicht. In Berlin herrschte damals bereits Verdunkelung. Wenn man die schwarzen Vorhänge in der Nacht zurückschob, bot sich ein wundervoller Anblick: über der schwarzen Stadt suchten

In den frühen Morgenstunden des 1. September 1939 stürmte die deutsche Wehrmacht über die polnische Grenze: der Zweite Weltkrieg hatte begonnen, und damit hiess es für mich, von Deutschland Abschied zu nehmen.

unzählige Scheinwerfer den Himmel nach möglichen Flugzeugen ab. Noch ahnte man nicht, welches Elend über Berlin und viele andere Städte kommen sollte, doch hörten wir in jenen Tagen, dass England zum ersten Mal seit der Kriegserklärung Cuxhaven mit vier Flugzeugen angegriffen habe.

Im Hotel Excelsior trafen wir eine buntgemischte Gesellschaft von Schweizern. Die einen waren aus den nordischen Staaten, aus Norwegen, Schweden, Finnland, Dänemark, wieder andere aus Norddeutschland und Polen hergereist. Nach einigen Tagen traf der erwartete Sonderzug ein, und die Heimfahrt konnte beginnen. Unterwegs gab es einige Unterbrechungen, weil an bestimmten Sammelstellen weitere Schweizer in den Zug einstiegen. Bis zum Schluss sollen es über 600 Personen gewesen sein, die in St.Margrethen die Grenze passierten.

Das Dorf hatte sich für den Empfang der Heimkehrer etwas einfallen lassen. Wir wurden mit Musik und Gesang begrüsst, und der Samariterverein sorgte für Zwischenverpflegung, feierliche und patriotische Reden wurden gehalten. Zwei Tage später musste ich in St.Gallen einrücken und mich bei meiner Einheit stellen. Vorbei war alle Feierlichkeit, der harte Alltag im Militärdienst hatte begonnen – und dies für eine recht lange Zeit.